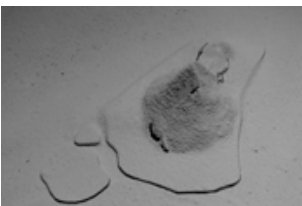
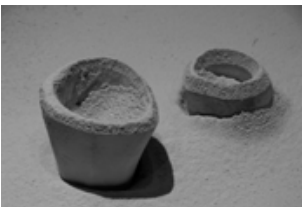
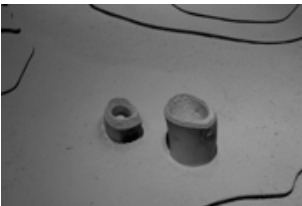
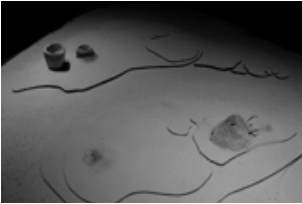


Staub – Zu einer Performance von Susanne Tunn



Im Mai 2009 zeigt Susanne Tunn eine halbstündige Performance am Ort einer ihrer Arbeiten, im 2008 fertiggestellten skulpturalen Bau der Kapelle im Johannes-Wesling-Klinikum in Minden. Ihre Intervention bezieht sich auf den von ihr gearbeiteten Stein, der in dieser Kapelle als Altar benutzt wird.

Sie teilt zunächst Draht in mehrere Teile, biegt sie langsam und konzentriert zu einem kleinen, rundlichen Gebilde. Sorgfältig sucht sie einen Orte dafür auf der Oberfläche des Steins. Dann nimmt sie eine knapp faustgroße vogelartige Skulptur aus Zinn und zwei ähnlich große, ausgehöhlte Knochen und sucht auch für sie einen Platz auf dem Stein. Mit einem Löffel schöpft sie mitgebrachten Staub in ein Sieb. Der Staub ist der feine, helle Schleifstaub, der bei ihrer Arbeit am Stein eineinhalb Jahre zuvor angefallen ist und den sie gesammelt und aufbewahrt hat. Durch das Sieb schüttet sie den Staub auf den Stein, wiederholt dies immer wieder, indem sie über dem Stein kreist, konzentriert und in sich gekehrt. Die Oberfläche und die aufgebauten Skulpturen werden allmählich bedeckt, bilden eine neue Oberfläche, bis Susanne Tunn sich, fast etwas abrupt, entschliesst, die Schüttung zu unterbrechen, ja sie zu beenden. Die Performance mündet in konzentrierter, meditativer Stille, die den ganzen Prozeß begleitet hat, ein Element des Handelns selber war und sich auch auf die Anwesenden übertragen hat.

Susanne Tunn gebraucht, was nicht mehr gebraucht wird. Sie bringt wie zufällig erscheinende Dinge in eine offene Konstellation. Staub verbreitet sich und ist alltäglich ein meist unerwünschtes Übergangsprodukt des Seins an der Grenze zum Nichts, es ist fast nichts, Zerfall. Es ist vorwiegend negativ konnotiert, wenn es noch etwas ist, ist es Abfall, den man wegwischt, etwas, das keine positive Bedeutung hat. Staub kommt immer wieder, auch wenn man ihn entfernt. Sich in den Staub werfen, zu Staub werden, nimmt dies Beobachtbare auf in der Sprache und akzentuiert die Bedeutung des ganz Geringen und geringwertigen. Zu Staub zerfallen ist das Schicksal des Organischen wie des Anorganischen.

Susanne Tunn hätte den angefallenen Staub entsorgen können. Doch sie gibt ihn nicht verloren. Stattdessen führt sie ihn als künstlerisches Material vor. Er ist nicht Nichts. Das macht sich durch Assoziationen bemerkbar, die sich während der Performance einstellen. Die zarte, stille Geste des Staubstreuens erinnert an die schlichte Vollendung eines Kuchens, der mit Puderzucker bestreut wird. Auch der Gedanke an Blütenstaub kommt auf. Staub gewinnt Bedeutung, erst Staub vollendet. Seine aktuelle Bedeutung hängt aber damit zusammen, dass der Staub zurückkommt an den Ort, an dem er entstanden ist.

Tatsächlich gibt Susanne Tunn dem Stein zurück, was sie ihm weggenommen hat. Sie macht im Inhalt und in der gestischen Form der Handlung offenbar, dass die Arbeit der Bildhauerin dem Objekt Gewalt angetan hat, dass sie auch eine Verletzung, eine Minderung verursacht hat. Die Wunde wird bedeckt und zeichenhaft geheilt. Die skulpturale Arbeit am Stein zeigt sich als abgeschlossen und unvollkommen zugleich. Die Rückkehr des Staubs auf den Stein ist ein Zeichen der Vollendung.

Dieses Zeichen ist Teil der von Susanne Tunn erzählten Geschichte. Auf der Oberseite

des Steins hatte Susanne Tunn Plateaus in unterschiedlichen Formen und Glätten herausgearbeitet, ein Verweis auf den Millionen Jahre währenden Prozess der schichtweisen Entstehung des Steins. Was Susanne Tunn in Form fixiert hat, wird durch die Performance als Prozeß erahnbar. Temporär sind kleine Skulpturen auf dem Stein präsent, die durch den Staub bedeckt werden. In extremer zeitlicher Verkürzung wächst der Stein wieder auf eine Weise, wie er es seine längste Zeit getan hat, durch den Einschluß und die Bedeckung unterschiedlicher, zufälliger, alltäglicher, vielleicht nutzloser organischer und anorganischer Elemente, hier verkörpert durch Draht, Zinn und Knochen.

Susanne Tunn stellt die künstlerische Arbeit durch eine künstlerische Handlung in Frage. Selbstreflexion ist Teil ihrer Kunst. Kunst ist Form, aber als Eingriff in Natur, als eine Störung und ein Aufhalten des natürlichen Werdens und Vergehens. Der Akt der Performance macht das durch Umkehrung offenbar. Kunst nähert sich dem natürlichen Prozess an: in andächtiger Meditation wird Materie aus dem Status als bloßer Stoff herausgehoben und als letztlich unauflösliches, widerständiges Sein in der stillen Poesie einer Welt gewürdigt, in der auch das vermeintlich Geringste schön ist.

Jörg Mertin